

Er behandelt die Hypothese der Existenz Gottes grundsätzlich ähnlich wie einzelwissenschaftliche Hypothesen, die durch Indizien bestätigt oder entkräftet werden können. Die Erklärungen, die einzelwissenschaftliche Hypothesen anbieten, sind jedoch insgesamt anderer Natur als die religiöser Hypothesen. Sie beziehen sich auf einzelne Aspekte eines bestimmten Bereichs von Phänomenen in der Wirklichkeit. Wenn innerhalb einzelwissenschaftlicher Hypothesen Existenzbehauptungen auftreten, so verändert dies unsere Überzeugungen über die Zusammenhänge eines relativ kleinen Bereiches der Wirklichkeit. Die Art von Erklärung, die theistische Religionen anbieten, ist dagegen umfassend und integrativ: theistische Religionen nehmen eine Entität an, die zur Gesamtwirklichkeit in einem Begründungs- und Sinnzusammenhang steht. Gottesbeweise haben weniger den Zweck, Außenstehenden die Existenz Gottes anzudemonstrieren, sondern vielmehr den Zweck, weltanschauliche Voraussetzungen zu explizieren und zu klären, wie dieser Begründungszusammenhang zwischen Gott und Welt näher zu denken ist (freilich machen sie dabei Gebrauch von Einsichten, die an sich auch dem Nichttheisten zugänglich sind, etwa Einsichten bezüglich Bewegung und Kausalität). Ich verweise hierzu etwa auf die *quinque viae*: jeder dieser Beweise dient gleichzeitig der Klärung einer Eigenschaft Gottes, der Klärung eines der Aspekte, wie Gottes Wirken nach außen aus der Sicht einer theistischen Weltanschauung verstanden wird. Diese weltanschauliche Einbettung der Gottesbeweise zeigt sich etwa an der wiederkehrenden Schlußbemerkung der einzelnen Wege: *et hoc omnes intelligunt Deum* – es geht nicht um einen nachträglich und äußerlich hinzugefügten Existenzbeweis für eine zusätzliche Entität, sondern die Explikation dessen, was einen zentralen Teil der theistischen Weltanschauung ausmacht. Aus traditioneller Sicht spielt bei dieser Klärung des Sinnes von Aussagen über Eigenschaften und Wirken Gottes die Analogielehre eine entscheidende Rolle; daß demgegenüber Sw. seine Analyse unter konsequentem Verzicht auf analoge Begriffsbildungen vorantreibt, wurde bereits angesprochen. – Sw.s von der Tradition abweichendem Begriff theistischer Erklärung entspricht auch die geänderte Rolle der subjektiven Gewißheit. Für Sw. spielen Glauben und subjektive Gewißheit die Rolle eines Lückenfüllers, sie ergänzen die aus den Gottesbeweisen gewinnbare Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes auf die volle Gewißheit (d. h. subjektive Wahrscheinlichkeit gleich 1). Dabei wird m. E. jedoch übersehen, daß die subjektive Gewißheit keine für die philosophische Gotteslehre bereichstypische Ergänzung für fragwürdige Argumente ist, sondern bei praktisch jedweder Argumentation ihre Rolle spielt. Wer etwa bestimmte Intuitionen über die Grundlagen der Mathematik nicht teilt, gegenüber dem werden manche angebotenen Beweise wirkungslos bleiben. Ähnliches ließe sich an Hand der hartnäckigen Gegner der Evolutionstheorie oder der Leugner der Existenz von KZs im Dritten Reich nachweisen: wem die subjektive Zustimmung zu einer Argumentation fehlt, der ist auch durch erdrückendes Beweismaterial nicht zu überzeugen.

Die vorstehenden Kritikpunkte ändern nichts daran, daß es sich bei dem Buch um einen Markstein der zeitgenössischen philosophischen Gotteslehre handelt, um das keine seriöse Diskussion der Gottesbeweise herumkommt. Der Aufschwung, den die Religionsphilosophie und philosophische Gotteslehre im Rahmen der analytischen Philosophie innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte miterlebt haben, ist nicht zuletzt auch Swinburnes Verdienst. – Druckfehler: Der Formalismus auf Seite 321 wird durch drei Druckfehler fast unverständlich: „h“ in Zeile 25 wurde bisher nie eingeführt und müßte „h“ heißen; in Zeile 26 fehlt eine schließende runde Klammer vor der eckigen; in Zeile 34 muß es statt „h<sub>2</sub>/k“ heißen: „P(h<sub>2</sub>/k)“.

W. LÖFFLER

HUXLEY, ALDOUS, *Gott ist. Essays*. Hrsg. Jacqueline Bridgeman. München–Wien: O. W. Barth 1993. 287 S.

Bekannt ist A. Huxley hierzulande durch seine Romane, am bekanntesten wohl durch *Brave New World* (1932), das nicht bloß Neil Postman mit guten Gründen für trefender hält als Orwells 1984. Schon seine (späteren) Romane aber sind Ideendramen (Kritiker erklären: handlungsdünne mystische Traktate – 18). 1949 erschien in Zürich die Übersetzung seiner Anthologie *The Perennial Philosophy* (1944). So manchem daraus, wie aus *Time Must Have a Stop* (1945), begegnet man hier wieder. Der

Band sammelt Texte, die mit einer Ausnahme zwischen 1941 und 1960 in der Zeitschrift „Vedanta and the West“ erschienen sind. Damit ist ihre Grundhaltung und -aussage bereits charakterisiert. Von einem aggressiven Hedonismus hat der Verfasser sich zu einem religiösen Monismus bekehrt. Besser als der Titel „Gott“ (Original: *Huxley and God*) träfe die Sache so vielleicht, wenn nicht: „Das Göttliche“, so doch „Die Gottheit“. Der erste Text (*Die minimale Arbeitshypothese*) formuliert dies (23) so: „Es gibt eine Göttlichkeit, einen Grund, ein Brahman, ein Klares Licht der Leere als das nichtmanifestierte Prinzip aller Manifestationen. Dieser Grund ist zugleich transzendent und immanent. Es ist dem Menschen möglich zu lieben, zu erkennen und von der in ihm angelegten zur verwirklichten Identität mit dem göttlichen Grund zu gelangen. Diese Einheit stiftende Erkenntnis der Göttlichkeit ist letztes Ziel und eigentlicher Zweck des menschlichen Daseins.“ Im Dienst dessen hat der Mensch an sich zu arbeiten, zur Loslösung, und zwar statt durch bemerkbare Askese im Bemühen um jene wie selbstverständliche Heiterkeit, die andere eher einer guten Verdauung oder angeborener Dickfelligkeit zuschreiben werden, aus der gerade so aber ein Friede hervorgeht, der höher als alle Vernunft ist (35). 1952 schreibt H. über Surrogate der Befreiung, um so bedenkenswerter, als seine eigenen Versuche mit Meskalin zu einem Riß (10) zwischen ihm und seinem Guru Brabhavananda geführt haben. H. nimmt Drogen als Beweis, daß „die Menschen schon immer und überall das zutiefst Unzureichende ihres personenhaften Daseins, das Elend ihrer isolierten Ichheit empfunden haben“ (131). Wobei man dem zweiten zustimmen, doch seiner Parallelisierung mit dem ersten widersprechen kann. Bedenkenswert nicht bloß für Kirchen- oder Katholikentage: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Mitten unter zwei- oder dreihundert wird es mit der göttlichen Gegenwart schon problematischer“ (134). In drei kurzen Texten zum Vaterunser klagt H. die Theozentrik des Stifters einer Religion ein, die (161) „namentlich in den ‚liberalen‘ Erscheinungsformen ... immer tiefer in den Bann einer ganz und gar häretischen Anthropozentrik gerät (die wir beschönigend lieber ‚Humanismus‘ nennen)“. H. vermittelt die Ratschläge der Tradition zum Umgang mit Ablenkungen; er schärft die Wichtigkeit eines Lebens in der Gegenwart ein; vor allem aber kritisiert er natürlich die dogmatische Verwechslung von „Zeigefinger und Mond“ in den „organisierten“ Religionen. Die sollten in der Tat sich das nicht weniger gesagt sein lassen als seine Kritik am Ritual (und dessen Empfehlung durch Pascal im Dienst des „abêtir“); denn die Verdemütigung des Subjekts kann unter Umständen sehr wohl nur die Verlagerung des Hochmuts „vom aufgeblasenen Individuum auf seine noch mehr aufgeblasene Kirche“ (218) bedeuten. Andererseits wäre gerade hier der Ort, nicht bloß die Positivität vom Symbol und Leiblichkeit zu diskutieren, sondern vor allem die dem zugrundeliegende Seins- und Sinn-Realität des Personalen und damit des Dialogischen in der Religion. Erklärtes Ziel der Religion sei die „Erkenntnis“ des „Faktums, daß Gott ist“ (47)? Nicht der Bezug auf Ihn, der Umgang mit Ihm, die Anbetung Seiner? Daß die Vereinigung mit Gott „durch Manipulation dieser Symbole zu erreichen“ sei (266), sagen auch diese Religionen nicht, so sehr es in ihren (K. Rahner:) „Vulgär“ formen begegnet (Beispiele dafür bringt H. aus Shakespeare). Die Mâyâ-Lehre andererseits mag Prospero verkünden (285), biblisch ist sie nicht. – Fast wie ein Rahmen der Sammlung erscheinen 93 und 285 die Worte des sterbenden „Hotspur“ Percy (I Heinrich IV., V 4), woraus A. Huxley den Titel seines Lieblings-Werks (10) gewonnen hat: „Denken als des Lebens Sklave und Leben als der Narr der Zeit, die alles überwacht, muß enden.“

J. SPLETT

HANDBUCH RELIGIONSWISSENSCHAFTLICHER GRUNDBEGRIFFE. Hg. *Hubert Cancik / Burkhard Gladigow / Karl-Heinz Kohl*. Bd. 3: Gesetz – Kult, Stuttgart usw.: Kohlhammer 1993. 488 S.

Es handelt sich um den dritten Band eines groß angelegten Werks, dessen 1. und 2. Band 1988/90 schon in dieser Zs. (66 [91] 456–458) besprochen worden sind. So sollen hier nur exemplarisch einige Beiträge vorgestellt werden! – *Gottesvorstellungen* (32–49; B. Gladigow): „Die traditionellen Gottesvorstellungen repräsentieren ein Grund-